Die Lampe des Heiligtums.

Als die unglücklichen Eltern in dieser ganz für ihre innere Stimmung passenden Umgebung ihre Augen zu dem Bilde ihres Heilandes und seiner Mutter erhoben, da begegneten ihren Blicken im hellen Glanze der Lampe so liebreiche und mitleidvolle Züge, daß ihnen das Bild nie so hergenommen und vertrauenerweckend vorgekommen war. Sie fühlten es, daß jetzt die Stunde da sei, wo sie auf Gnade und Erbarmen in ihrer Not sicher rechnen dürften, daß sie jetzt an dem Orte seien, wo sie vertrauensvoll ihre Bitten von Angesicht zu Angesicht vortragen könnten.

Lange und inbrünstig beteten die Eltern über ihr Kind unter dem erhebenden Einflusse dieser Stunde und dieses Ortes, kräftiger der Vater, zärtlicher die Mutter, aber beide einmütig. Sie gelobten, wenn das Kind genese, solle es die nächsten sieben Jahre stets weiße Kleider tragen, zum Zeichen, daß es der reinsten der Jungfrauen in Andacht und Liebe geweiht sei; sie selbst wollten während derselben Zeit an einem Tage jeder Woche fasten.

„Ja," sagte Pierrot in der einfachen Poesie der Natur, „sie soll rein und weiß sein wie die Lilie, deren Wurzel sich von dem Schnee des Gebirges nährt; sie soll wie eine Blume sein vor dem Altare Gottes. Sie soll glänzen in seinem Heiligtume wie die Lampe, die jetzt über ihr hängt; ihre Tugenden sollen einen milden Schein verbreiten an dem heiligen Orte, wenn sie in Dankbarkeit dort kniet, wo sie jetzt liegt. O, lösche nicht aus das Licht unserer Augen; laß den Tod nicht die berühren, die jetzt dir geweiht ist, sowie nie eine gottesschänderische Hand es wagen wird, die Flamme auszulöschen, welche vor deinem Altare brennt!"

Während die Eltern beteten, schlief das Kind, und sein Schlaf schien ruhiger und gesunder zu sein, als seit Wochen. Darin sahen sie das erste Zeichen der Besserung. Es war spät, als sie nach Hause zurückkamen; das Kind schlief noch immer, und am andern Morgen war es augenscheinlich besser mit ihm. Nach wenigen Tagen saß es auf seinem gewöhnlichen Platze zu den Füßen der Mutter.

Maria ward jetzt von der geliebten treuen Mutter dem Gelübde gemäß ganz in jungfräuliches Weiß gekleidet. Sie wurde von Tag zu Tag verständiger und frommer. Die guten Leute der ganzen Umgegend betrachteten sie als Gott geweiht und als besonders von Gott begnadigt, und räumten ihr darum in der Kapelle den Ehrenplatz ein, derselben Platz, wo die Eltern während ihrer Krankheit sie niedergelegt hatten. Dort pflegte sie, als sie älter geworden war, stundenlang regungslos zu knien, und wenn in der Abenddämmerung die Landleute in ihren dunkelfarbigen Kleidern die Kapelle füllten, dann trat ihre glänzend weiße Gestalt, von dem Scheine der heiligen Lampe überstrahlt, als ob sie das Gebet ihres Vaters erfüllen wollte, licht und hell hervor und schien selbst die dunklern Gestalten ringsum zu beleuchten. In stiller Betrachtung und inbrünstigem Gebet unter dem Scheine der heiligen Lampe schien ihr Herz seine Wonne zu finden. Die Glut der Abendsonne, der helle Glanz eines Sommertages war in ihren Augen minder schön, als die bescheidenen Strahlen der Lampe. Es schien ihr ein so reines und keusches Licht ringsum zu verbreiten, daß darin nur heilige und engelgleiche Gedanken auftauchen und nur die innigsten und zartesten Worte gesprochen werden könnten; himmlische Geister schienen sich darin zu sonnen und Cherubim auf den lichten Wolken zu schweben, welche die Flamme umhüllten. Und nicht ihren Augen bloß erschien dieses geheimnisvolle und bedeutungsreiche Licht so schön: bei seinem Strahle glaubte ihr Ohr liebliche Klänge zu vernehmen, — Stimmen, die Gebete flüsterten gleich den ihrigen, gedämpfte und zarte Töne, als ob Geister sanft in goldene Harfen griffen. Ja, es war, als ob dieses Licht auch einen lieblichen Duft verbreitete, wie ein Balsam und Weihrauch von geistiger und überirdischer Art. Kurz, kein Platz schien ihr dem Himmel so nahe zu sein, und an keinem Orte fühlte sie sich so sanft auf den Schwingen heiliger Sehnsucht von der Erde emporgetragen, als in diesem einsamen Heiligtume, wenn es nur von seinem Sterne erhellt wurde.

Man hat bemerkt, daß bei Personen, welche viel mit einander verkehren, sich nach und nach eine gewisse Aehnlichkeit bildet, so daß man sie für nahe Verwandte halten möchte. So meinten denn auch manche, die kleine Marie, welche so oft und so lange vor dem schönen Bilde der makellosen jungfräulichen Mutter kniete und in dem milden Lichte der Lampe zu ihr aufblickte, werde in ihren Gesichtszügen mehr und mehr dem sanften und züchtigen Antlitze der Marmorstatue ähnlich, als wäre sie das lebendige, wie jene das leblose Abbild desselben Urbildes

Die Lampe wird verdunkelt.

„Der Rat der Frevler sei ferne von mir! Wie oft wohl löscht der Frevler die Lampe aus und kommt Verderben über sie und teilt er ihnen zu die Schmerzen seines Zornes."
Buch Job 21, 16, 17.

Fast sechs Jahre waren nun seit dem Gelübde verflossen; es waren Jahre ungetrübter Freude und ununterbrochenen Glückes gewesen. Da trat in Pierrots Hause eine Veränderung ein, welche das Glück in trauriger Weise störte und Kummer und Weh zur Folge hatte.

Etwas vor dieser Zeit ließen sich zwei fremde Männer mit ihren Familien in der Nachbarschaft nieder. Es waren rohe Leute; niemand kannte sie. Sie kauften ein Stück Land in einiger Entfernung von allen andern Wohnungen und bauten dort geräumige Hütten von Holz, gleich denen der andern Gebirgsbewohner. Während sie mit dem Baue beschäftigt waren, schienen sie es nicht gerne zu haben, wenn jemand ihnen zusah, und als sie fertig waren, luden sie niemand ein, bei ihnen einzutreten. Die Männer schienen kein eigentliches Geschäft zu treiben, und die Frauen waren träge und unreinlich; dennoch schienen die Leute besser fortzukommen, als ihre Nachbarn, und an den Sonntagen waren sie reich geputzt. Man wußte nicht, was man von ihnen denken sollte; jedenfalls waltete hier irgend ein dunkles Geheimnis ob.

Einige Monate nach der Ankunft dieser Leute bemerkten Frau und Tochter an Pierrot eine auffallende Veränderung. Er ging weniger heiter an seine Arbeit und war auch offenbar weniger fleißig; denn sein Verdienst nahm merklich ab. Er wurde still und verschlossen, fast mürrisch; augenscheinlich hatte er — zum ersten Male — etwas auf dem Herzen, was er den Seinigen verbarg. Während er früher immer gleich nach der Arbeit heimgekehrt war, um sich mit seiner Frau und seinem Kinde zu unterhalten, mußten diese jetzt oft Stunden lang in stiller Besorgnis auf ihn warten; wenn er dann kam, war er kalt und schweigsam und brachte irgend eine nichtssagende Ausrede vor, um die Verspätung zu entschuldigen. Endlich sagte er eines Tages, als er eben zur Arbeit ausgehen wollte, zu seiner Frau: „Annette, ich werde heute wahrscheinlich sehr spät wiederkommen; bleibe also meinetwegen nicht auf. Ich habe ein wichtiges Geschäft zu besorgen, welches mich vielleicht die ganze Nacht aufhalten wird." Er ließ ihr keine Zeit, weiter zu fragen, sondern eilte gleich aus dem Hause.

Welch ein trauriger Tag war das für Mutter und Tochter! Sie sprachen fast kein Wort miteinander und suchten ihre Tränen vor einander zu verbergen; denn Marie war, wiewohl erst acht Jahre alt, verständig genug, um einzusehen, daß es mit dem Vater nicht gut stand. Gegen Abend gingen beide, von demselben Gefühle getrieben, den Marienberg hinan, um am Fuße des Altares ihren Schmerz auszuschütten und Trost zu suchen. Marie kniete an ihrem gewöhnlichen Platze unter der Lampe; sie erhob Augen und Herz und war bald in tiefe Betrachtung versunken.

Sprüche der Lebenskunst.

Nicht das Leben ist ein Gut, sondern gut leben.

Wie im Drama es nicht darauf ankommt, wie lange, sondern wie gut man gespielt hat, so kommt es auch in unserem Leben nicht darauf an, wie lange es gedauert, sondern wie gut man es verbracht hat.

Der beste Tag des Lebens ist der, den man zum besten macht

Der größte Teil des Lebens verfließt manchen Menschen, indem sie Böses tun, ein großer, indem sie nichts tun, das ganze Leben aber, indem sie etwas anderes tun, als sie sollten.

Vieler Menschen Leben ist eine nichtsstuende Geschäftigkeit.

Ein Haupthindernis für das rechte Leben ist die Erwartung, die sich auf den morgigen Tag richtet und den heutigen verliert. Was noch in unbestimmter Zukunft liegt, darüber verfügst du, und was in deiner Hand liegt, das schätzest du gering.

Vieler Menschen Leben ist auf das morgige gerichtet. So leben sie eigentlich nicht, sondern stehen immer im Begriffe, zu leben.

Manche heben zu leben aufgehört, ehe sie anfingen, recht zu leben.

Richte jeden Tag so ein, als ob er die Reihe deiner Lebenstage schlösse, als ob er die Summe der Lebenstage vollmache.

Wer täglich an sein Seelenleben die letzte Feile legt, bedarf nicht der weiteren Zeit.

Güldene Brockensammlung.

Ein guter Freund kam neulich herein — Als eben ich kauchte die Feder ein — Zu schreiben, wie immer einige Reime — Die er nun gleich erstickte im Keime — Und als ich mich nun vom Schreibtisch erhoben — Zum Gruß meine Hand in die seine geschoben — Und dann ich ihm voll Freude nun sag' — Wie hoch bis jetzt der Sammelbetrag — Daß reiche es schon an 19000 Mark — Da meinte er schmunzelnd, das sei stark — Ich rat dir, als wirklichem Kriegsgewinner — Raff alles zusammen und mache dich dünner — Geh nach Schweden oder auch nach Norwegen — Und bring dort in Sicherheit deinen Segen — Dann fügte er gleich zur Erklärung bei — Wie gut doch in allweg das Trommeln sei — Und das volle kräftige Glockengeläute — Das rufe zur Kirche ja immer viel Leute — Ich mußte lachen: Ein schönes Bedeuten — Mit lautem Trommeln und kräftigem Läuten — Das Verschmieden im Blatt zu vergleichen — Um immer wieder das Herz zu erweichen — Zu sammeln, zu betteln, zu geben, zu schenken — Was liegt noch in Schränken als Angedenken — In vielen Häusern wohl überall — An glitzernden Steinen und Edelmetall — Ich laß nun die Tage zu meinem Vergnügen — Nicht glaube der Leser, ich würd' ihn belügen — Daß die Zeitung und mit ihr das Sonntagsblatt — Jetzt 16000 Abonnenten hat — Wir sind allerdings um 3000 Stüber — Mit unserer Sammlung der Zeitung über — Doch schmeichle ich mir, wenn alle Abonnenten — Sich auch nun als Brockenfreunde bekännten — Dann blieb die Gesellschaft für Buchdruckerei — Mit Verlag, Redaktion und Setzerei — Noch meilenweit hinter dem Blättchen zurück — Beneideten es schier um sein seltenes Glück — Doch mein ich, werden der Brocken noch mehr — So gerecht das doch auch der Zeitung zur Ehr — Und all den lieben Lesern von Neuß — Wie den vielen aus dem Neuß-Grevenbroicher Kreis.

Ungenannt aus Liebour: 1 goldenes Kreuz, 8 russische Silbermünzen, 6 alte Silbermünzen, 10 Mark in Silber und einen gold. Ring, 14 Mark in Silber, 10 Mark in Silber, 1 Mark in Silber.
Aus Troisdorf: 1 Kreuzchen, 1 paar Ohrringe, 50 Pfg. in Silber.
Aus Siegburg: 10 Mark in Silber.
Aus Köln: H. W. 6 goldene Ringe, 1 Brosche, 1 silberne Uhr, 2 silberne Messergriffe. Ungenannt 5 Medaillen in Silber.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß: 2 Mark in Silber, 1 goldener Ring, 2 Silbermünzen, 2 Mark in Silber und ein Ohrring.

Für den Bonifatiusverein von Neuß ungenannt 5 Mark.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.

(Autorisé par la censure de la 4te zône.)



Nr. 33. Sonntag, 17. August. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 17. August: **Maria Himmelfahrt.**
Montag, 18. August: Helena.
Dienstag, 19. August: Sebald.
Mittwoch, 20. August: Bernhard.
Donnerstag: 21. August: Franziska.
Freitag, 22. August: Thimotheus.
Samstag, 23. August: Philipp B.

Sonntagslesung.

Von dem vertrauten Umgang mit Jesus.

Ist Jesus in dir daheim, so ist alles gut und alles leicht. Ist er nicht bei dir, so ist alles bitter und hart. Suche deinen Trost bei ihm, denn ohne ihn ist alle andere Tröstung kraftlos. Aber ein einziges Wort aus seinem Munde bringt großen Trost ins Herz. Ist nicht Maria sogleich von der Stelle aufgestanden, wo sie weinte, als ihr Martha sagte: „Der Meister ist da und ruft dich?"

Wie töricht dem göttlichen Heilande den Wohnsitz im Herzen kündigen und die Sünde darin Platz nehmen lassen! Wer hat in der Sünde je Frieden gefunden? Wer ohne Jesus lebt, der ist von allen Armen der Aermste.

Wenn du aber Jesum bei dir behalten willst, dann sei demütig und friedsam, andächtig und still. Du kannst ihn schnell vertreiben, du brauchst nur deinen ungeordneten Neigungen die Zügel schießen zu lassen und dich nach außen, anstatt in dein Inneres zu wenden.

Aus allen deinen lieben Freunden soll dir Jesus der liebste sein. Auch sollst du nie die erste Rolle in einem Herzen, das sich Gott geweiht hat, einnehmen wollen, noch als Priester oder Ordensschwester einem anderen Menschen diese Stelle in deinem Herzen einräumen. Sei lauter und rein in deinem Innern und laß dich von keinem Menschen gefangen nehmen. Du mußt dein Herz frei von aller unordentlichen Anhänglichkeit an die Geschöpfe machen, dann wirst du inne werden, wie süß der Herr ist.

Thomas von Kempen II. 8.

Wolle nicht, daß Menschenseelen
Dir als ihrem Götzen dienen,
Noch die deine einem andern
Geist allein in dir und ihnen.

Der Zöllner und der Pharisäer.

„Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten. Der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner." Die beiden Gestalten, die wir hier zum Tempel wallen sehen, bilden in der jüdischen Gesellschaft, der eine mit seiner musterhaften Rechtschaffenheit, mit seiner peinlichen Gesetzestreue, der andere mit seiner nach der Anschauung der öffentlichen Meinung charakteristischen Ungerechtigkeit, mit seinem sündhaften Lebenswandel, mit einem Berufe, der ihn von vornherein in den Augen der echten Juden als minderwertig und anrüchig erscheinen ließ, die eigentlichen Gegensätze.

Beide wollen beten. Wer wird es am besten verstehen? Offenbar der erste. Er kennt ganz genau durch sein Gesetzesstudium das Verhältnis, in dem der Mensch zu Gott steht, und hat der treuesten Erfüllung des Gesetzes ja sein Leben geweiht. Der andere, der Ungebundene, der durch sein Sündenleben Gott fremd gewordene, was will der mit Gott dem Heiligsten reden? Und dennoch ist das Umgekehrte der Fall. Der Kopf betet nicht, sondern das Herz: nicht die Wissenschaft, sondern das Gemüt. Im Kopfe kann Stolz und Selbstzufriedenheit, im Herzen aber kann Reue und Liebe wohnen.

Beide sind in den Tempel eingetreten. Der eine geht hoch hinauf, trennt sich von den anderen, dem gewöhnlichen Volke, und richtet sich da oben in seiner ganzen Länge auf. Und nun beginnt sein Gebet. Und wie lautet es? Ich danke dir, o Gott, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner dort. Bei sich selbst spricht er so, sagt der Evangelist. Er setzt sich selbst in die schönste Beleuchtung, die anderen sieht er in dunklem Schatten, sich selbst in strahlendem Lichte. Er ist sich seiner Tugend voll bewußt, himmelhoch erhoben über die anderen Menschen. Und verächtlich zeigt er mit dem Finger auf seine Nebenmenschen, zumal auf den da unten stehenden Zöllner.

Nun fängt er auch noch an, im einzelnen sich zu loben. Ich faste zweimal in der Woche. Moses hatte nur einen Fasttag festgesetzt im Jahre, den großen Versöhnungstag, der Pharisäer tut es zweimal in der Woche. Nach dem Gesetze hatte der Israelit den zehnten Teil der Feldfrüchte abzugeben, der Pharisäer aber gibt den Zehnten von seinem ganzen Ertrage, „von allem, was ich besitze". So verweilt seine Eitelkeit mit Genugtuung bei seinen außergewöhnlichen Tugenden. Damit ist sein Gebet zu Ende, seine Danksagung erschöpft. Sein Eigenlob ist ausgesungen, er kann eben so stolz den Tempel verlassen, als er ihn betreten, eben so verachtend an dem Zöllner da unten vorübergehen, wie er an ihm hinaufgeschritten.

„Der Zöllner aber stand von ferne", nicht aufrecht, sondern tief gebeugt, denn er wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug bei seinem Confiteor an seine Brust und sprach: „Gott sei mir Sünder gnädig". Läßt sich ein größerer Gegensatz denken? Der eine schreitet mit stolzer Vertraulichkeit ganz nahe zum Allerheiligsten hinauf, der andere hält sich mit heiliger Scheu weit zurück, der eine sucht sich eine Stelle allein, daß alle ihn sehen können, der andere kann sich nicht genug unter der Menge der Leute, die ja gewöhnlich in Haufen an der Türe stehen, verbergen. Der eine steht da, hochaufgerichtet, mit verzücktem Blick, vielleicht mit einer stolzen Geste der Hände auf sich selber weisend, der andere wagt nicht einmal den Blick zu erheben, und drückt seine Hand fest ans Herz, ganz durchdrungen von seiner Armseligkeit und seinem Schuldgefühl, das in seinem Innern bohrt. Auch er, der Zöllner, fängt sein Gebet an mit „Gott", aber er fährt nicht fort: ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen. Er hält nicht eine lange Rede, wie der Pharisäer, sondern spricht in reuiger Zerknirschung in sechs Worten: „Gott sei mir armen Sünder gnädig". Und in den sechs Worten drei Gedanken: Gott, ein Sünder, und mitten zwischen diesen beiden die Barmherzigkeit.

Weiter ist auch für ein gutes Gebet nichts nötig. Ein Mensch, der so sprechen kann, hat den Schlüssel des Heils gefunden. Die Demut hat in ihm das wahre Gebet geweckt, welches um Barmherzigkeit ruft, das Gebet aber hat das Herz Gottes gerührt, denn dem Demütigen gibt Gott seine Gnade.

Die Parabel ist zu Ende und der göttliche Heiland schließt mit würdevollem Nachdruck, in dem das Urteil der Ewigkeit über die beiden Beter nachklingt: „Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht, denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden."

Mache jeder, wessen Standes er auch sein mag, als Priester, als Laie, als Ordensperson, als sogenannte fromme Seele, als Vorgesetzter, als Untergebener aus dem Evangelium seine Nutzanwendung im Anschluß an die schönen Worte des hl. Chrysostomus: „Du magst beten, du magst fasten, du magst Barmherzigkeit, Keuschheit oder irgendwelche anderen Werke üben, ohne Demut verfließt alles und wird zunichte. Das ist auch

dem Pharisäer widerfahren. Scheinbar zum Gipfel aller Tugend emporgestiegen, hat er alles verloren, weil er die Mutter aller Tugenden nicht besaß. Wie nämlich der Hochmut die Quelle alles Bösen, so ist die Demut die Quelle alles Guten."

Verdamme nicht, o schwacher Mensch! zum Richter
Des eigenen Bruders bist du nicht bestellt,
Die Hand reich' lieber der gefall'nen Seele,
Fühlst du dich selbst so stark, ihr beizustehn.
Heb nicht den Stein auf, du, der selbst gefährdet,
In jedem Augenblick der Sünde zu verfallen.
O, daß sie doch der Liebe nie vergäßen,
Die Menschen alle, die den Herrn bekennen,
Der einst am Kreuze sterbend hat vergeben
Den Feinden selbst, die ihn ans Kreuz geschlagen.
Ihr aber, anderer Schwächen lieblos richtend,
Seid Sünder selbst in Unduldsamkeit.

Ihr tretet in den Tempel, Pharisäer,
Stolz, heuchlerischen Sinnes Gott zu danken,
Daß ihr nicht wie verpönte Zöllner betet.
O richtet nicht, seht ihr des andern Unrecht!
Ihr kennet nicht des Falls geheimen Anlaß,
Aus dem der schwarze Faden sich gesponnen;
Ihr kennt die Kette nicht, an das sich Glied
Um Glied gereiht, den Sünder zu umschlingen,
Vermöget nicht zu schauen in Herzenstiefe,
In die nur Gott blickt, er, der milde Richter.
Verdammet nicht, auf daß nicht selbst verdammt
Ihr werdet, wenn der Ewige Gericht hält!

Der Baum, ein Sinnbild.

Wer jede Woche ein erbauendes Sonntagsblatt schreiben soll, der ist wohl hier und da, wenn er nicht mit dem Blaustift und der Schere fremde Blätter bemalen und zerschneiden, sondern selbständig arbeiten will, etwas in Verlegenheit. Da er nicht, wie die Zeitungen, Tagesereignisse bringt, nicht mit den langen Reden der sprachlustigen Herren von Weimar, noch mit dem, was in den einzelnen Ländern oder an Ort und Stelle, in Stadt und Dorf geschieht, mit Vermischtem und Lokalem die Spalten füllen kann, so ist er in der Auswahl des Stoffes beschränkt. Dabei weiß er, wenn er den Gegenstand seines Aufsatzes nicht sinnfällig, plastisch, malerisch aus der Feder bringt, er kein Interesse weckt. Und langweilig schreiben ist das schlimmste, was ihm passieren kann.

So sitze ich denn auch heute wieder an meinem Schreibtisch, schau durchs Fenster, kratz mir einmal den Kopf und denke, was sollst du schreiben? Du wüßtest wohl noch etwas von dem Fitzlibum und der Minna und wie letztere den Aerger über die Antwort des Referendars noch nicht verwinden kann, — aber gebrannte Kinder scheuen das Feuer.

Da bleibt wie zufällig der Blick auf den dichtbelaubten Kronen der mächtigstämmigen Ahornbäume haften, deren Blätter im Winde rauschen, und es fiel mir der Vers aus dem ersten Psalm ein, wo der gerechte Mann mit einem an einer Wasserquelle gepflanzten Baume verglichen wird, dessen Blätter nicht welken und der Frucht bringt zu seiner Zeit.

Sieh, dachte ich, führe deinen Lesern einmal das Bild des Baumes vor und knüpfe daran einige Unterweisungen, wie es der göttliche Heiland auch getan, wenn er an Dinge aus der Natur seine Belehrungen anknüpfte und ausdrücklich sagte: Von dem Feigenbaume aber lernet das Gleichnis. Das ist ein Stoff, der wohl keine der verehrten Leserinnen kränken wird.

So ein großer astreicher Ahornbaum hat, wie eine gewaltige Krone, so auch gewaltige Wurzeln. Rings um den Stamm dringen sie tief in die Erde und holen dort die nötigen Säfte und Stoffe zu seiner Ernährung. Finden sie die nötigen Salze, Nährstoffe und Säfte nicht vor, ist der Boden zu sandig oder zu felsig, so verdorren die Wurzeln und der Baum stirbt ab.

So muß auch der Mensch sich bemühen, zunächst die zu seinem leiblichen Leben nötigen Mittel sich durch Arbeit, sei es aus dem Boden oder durch Bearbeitung der Stoffe in der Handwerksstube oder Fabrik zu erwerben. Wer träge, gleichgültig und nachlässig ist, sein Geschäft ohne Pflege läßt und nicht um Kundschaft sich bemüht, der hat sich den Rückgang seiner Verhältnisse selbst zuzuschreiben.

Aehnlich ist es mit der Seele. Wer ihr keine Kraft zuführt von oben, wer sich nicht bemüht um den Tau der Gnade durch Gebet und Sakramentenempfang, wer im Tugendleben nicht feste Wurzeln zu schlagen sucht, der stirbt sehr bald seinem Glauben ab, der Baum des religiösen Lebens verdorrt und trägt keine Blätter und Blüten mehr.

Der stärkste und kräftigste Teil des Baumes ist der Stamm. Er muß Wind und Wetter Widerstand leisten, Aeste und Zweige tragen. Ein schwacher Stamm wird vom Winde hin und her gebogen, zuletzt gebrochen, Aeste und Zweige verlieren ihre Blätter, verwelken und werden dürr.

Was der Stamm am Baum, das ist der Wille im menschlichen Leben. Er muß dem einzelnen Halt geben in den Stürmen der Versuchung und Kraft, sich nicht wie ein Rohr von jedem Windhauch der Neigungen und Stimmungen nach rechts und nach links biegen zu lassen, er muß wie der Stamm das innere Zellengewebe seiner Wünsche und Bestrebungen befestigen durch gute Gewohnheiten und fromme Uebungen und es zur Charakterfestigkeit verwachsen lassen.

Himmelwärts streben die Aeste, um aus der Luft, von dem Licht und der Wärme die Nahrung dem Baume zuzuführen, die dessen Wurzeln nicht im Boden in hinreichender Fülle finden.

So muß auch der Christ, dessen Leben in der heiligmachenden Gnade wurzelt, doch auch immer wieder seine Gedanken nach oben richten und durch fromme Uebungen sich täglich der Hülfe des Himmels versichern, daß er gottgefällige, verdienstliche Werke hervorbringe. Er soll nicht festgewurzelt bleiben im Erdreich irdischer Güter, sondern nach dem trachten, was oben ist, nach den unvergänglichen Gütern der Tugend.

Wie der Gärtner die dürren Aeste aus der Baumkrone entfernt, damit sie nicht den lebenden Luft und Licht nehmen, so muß auch der Mensch die dürren Aeste unnützer Gedanken und Träumereien, Worte und Wünsche entfernen, und allen Saft und alle Kraft des Strebens dem Edlen und Guten zuführen.

Unter den Blättern des Baumes ruht der müde Wanderer, der abgemattete Arbeiter im wohltuenden, erquickenden Schatten bei der brennenden Sonnenhitze.

So soll auch der Mensch durch Liebeswerke den Armen und Notleidenden Schutz gewähren und diejenigen erquicken, die in der Sonnenhitze der Mühen und Leiden abgemattet darniederliegen oder müde sich weiter schleppen.

Den schönsten Schmuck der Bäume bilden die Blüten und Früchte, die in ihrer verschiedenen Gestalt, in ihrem schönen Farbenschmelze und saftigen Aroma Auge, Mund und Herz des Menschen erfreuen. So soll auch der Mensch viele und mannigfache Blüten und reiche Früchte des Guten bringen.

Was der blütenreiche Frühling unter den Jahreszeiten, das ist im Menschenleben die Jugend, der fruchtreiche Herbst aber gleicht dem reiferen Alter.

Drum lasse niemand die Jugendjahre verstreichen, ohne durch ein eifriges Streben nach der Tugend Blüten zu treiben, die mit den Jahren zu immer reiferen Früchten sich entwickeln, damit er am Tage der großen Ernte ohne Furcht und Bangen dem Herrn der Ernte entgegen gehen kann und sein Leben dasteht wie ein Feld voll reifer Weizenähren, die der Herr von seinen Schnittern, den Engeln, in die Scheune des himmlischen Reiches sammeln läßt.

Ich danke dir, daß du barmherzig bist — O Gott! was sollte aus mir Armen werden, — Wenn Du das Unkraut ohne Gnadenfrist — Sogleich vertilgen wolltest von der Erden.

Ich preise dich, daß deine Macht versteht, — In gute Frucht das Unkraut zu verwandeln; — Zu dir soll flehen täglich mein Gebet, — Doch auch an mir so wunderbar zu handeln.

Damit, wenn einst dein Schnitter mir erscheint, — Nicht taub erfunden wird des Halmes Aehre, — Und deine Huld, eh' mit entführt der Feind, — In deine Scheune Eingang mir gewähre.

Zur Neußer Kevelaerprozession.

Am 25. August zieht, wie bekannt, die Neußer Fußprozession nach Kevelaer. Sie tut das in diesem Jahre in einer besonderen Meinung. Es soll eine Wallfahrt zu dem Gnadenorte sein, damit Maria am Throne Gottes eine Fürsprecherin für die Seelen der im Kriege Gefallenen und eine Trösterin für diejenigen sei, die durch den Verlust eines der Ihrigen in tiefe Trauer versetzt wurden. So ist in diesem Jahre der Kevelaerpilgerzug ein Zug mit verhüllten Fahnen, ein Zug, als ginge man betend hinter dem großen Leichenwagen her, der nicht einen, sondern all die Neußer, die der grause Krieg in der Blüte der Jahre dahingerafft, zur letzten Ruhestätte bringt. Wenn so dieses Jahr die Kevelaerprozession ein Schmerzensweg ist, so entspricht sie dadurch so ganz besonders der echten Marienverehrung.

Wo ist denn Maria unsere Mutter geworden? Doch unter dem Kreuze in einer Stunde, an die sich für sie das Leichenbegängnis ihres einzigen Sohnes anschloß. Und ihr Leid war noch größer als das der Kriegswitwen und Kriegswaisen. Was diesen guten Eltern, Frauen und Kindern erspart geblieben ist, nämlich der grausige Anblick, wie und unter welchen Umständen die Ihrigen auf dem Schlachtfelde gestorben, das hat die Mutter unter dem Kreuze erleben müssen.

Welch ein Weh der Auserkor'nen,
Da sie sah den Eingebor'nen,
Wie er mit dem Tode rang.
Angst und Trauer, Qual und Bangen
Alles Leid hielt sie umfangen,
Das nur je ein Herz durchdrang.

Unter allen Empfindungen, die Gott dem Menschenherzen eingepflanzt, ist die stärkste, mächtigste und heiligste Mutterliebe

und Mutterschmerz. Als der junge Tobias unter Begleitung eines Engels nach Medien zu Gabelus gereist war und nun über die bestimmte Zeit ausblieb, da weinte seine Mutter Anna unstillbare Tränen und klagte in ihrem Schmerz: „Wehe mir, mein Sohn, warum haben wir dich fortgeschickt in die Fremde, du Stütze unseres Alters, du Licht unserer Augen, du Trost unseres Lebens. Da wir alles an dir einzigen hatten, so hätten wir dich nicht von uns lassen sollen." Was tat sie in diesem Leid anders, als weinen und dann immer wieder auf die Höhe des Berges eilen und Ausschau halten, ob sie ihn noch nicht sähe.

Wie viele Mütter und Frauen konnten die Klageworte der Mutter des Tobias in den Mund nehmen, als sie Söhne und Männer mußten in den Krieg schicken. Der junge Tobias kehrte zurück zu seiner Mutter Freude. Wie viele unserer Mütter und Frauen aber sehen Söhne und Gatten und Väter nicht mehr wieder. Und noch heute blutet die tiefe Wunde in ihrem Herzen.

Nun sagt ja ein alter und wahrer Spruch: „Geteiltes Leid sei halbes Leid". Darum trägt ein frommes Gemüt ja auch seinen Kummer so gerne zur Schmerzensmutter. Man frage nun einmal alle die, die wir vor den Bildern der Mutter von der immerwährenden Hülfe oder schmerzhaften Mutter sich von den Knien erheben sehen: was habt ihr da getan? Und sie werden antworten: „Wir haben der Mutter Gottes unser Leid geklagt."

Und warum hält man es für eine Ehrenpflicht, an dem Leichenbegängnisse eines Verwandten oder guten Bekannten teilzunehmen? Nicht allein, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, sondern auch durch Teilnahme an dem Schmerze der Hinterbliebenen diesen zu lindern.

So denke ich mir es so schön, wenn in diesem Jahre alle die Frauen und Mütter, die einen lieben Mann, Sohn oder Vater verloren, sich bei dieser Prozession am Montag morgen in der Münsterkirche wie in einem Sammelpunkt treffen, um wie einst die Gefallenen zusammen in den Krieg, so sie zusammen nach Kevelaer zu wallen, und wie jene so treue Kameraden im Kampf, so sie treue Gefährtinnen auf der Wallfahrt sein wollen, um darauf in gemeinsamem Gebete der lieben Dahingeschiedenen, von denen jede einen zu beklagen hat, zu gedenken.

Der Vorstand der Kevelaer-Bruderschaft hat entsprechend der Idee der Wallfahrt in diesem Jahre ein passendes Postkartenbild herstellen lassen. Es stellt die Kreuzigungsgruppe unter der großen Kevelaerlinde dar. Johannes und Maria unter dem Kreuze, an dem der göttliche Heiland eben die Worte an sie richtet: Sieh da deinen Sohn, sieh da eine Mutter.

Des Kreuzwegs letzte Station. Die Krieger, für die wir beten, haben diese zwölfte Station des Lebens schon passiert. Wer weiß, wie lange, daß wir, die wir jetzt auf der Pilgerfahrt nach Kevelaer sind, auf der Pilgerfahrt des Lebens vor dieser letzten Station stehen. So dünkt uns, können wir in diese Pilgerfahrt zwei Gebetsintentionen legen, die eine für die Verstorbenen um Ruhe und Frieden, die andere für uns um eine glückselige Sterbestunde.

In Gottes Namen fahren wir
Denn unf'res Bleibens ist nicht hier
In diesem Tal der Sorgen.
Den Gürtel fest, den Stab zur Hand,
Wir reisen in ein schönes Land
Wie freundlich lacht der Morgen!
Wie's all' Jahr' unf're Freude war,
Ziehn wir auch heut nach Kevelaer
Mit allen unsern Schmerzen.
Dort wird uns wieder Trost zuteil
Die Wunden macht die Mutter heil
Sie, mit durchbohrtem Herzen.
Dort spricht sie ihrem Sohne zu:
O gib den Seelen ew'ge Ruh,
Für die die Waller flehen.
Und laß sie dann, wenn einst der Tod
Auch sie holt aus des Lebens Not,
Sich droben wiedersehen.

Das gefangene Vögelein.

Lieb Vögelein, lieb Vögelein,
Was bist du so traurig,
Du flögest sicher gern hinaus
Aus deinem kleinen, engen Haus
Und schwängest dich mit Wonne
Empor zur Sonne — —

Lieb Vögelein, lieb Vögelein,
Wie gleichst du meiner Seele,
Sie sehnet sich wie du empor
Und möchte gern durchs enge Tor
Aus diesem Weltgetümmel
Hinauf zum Himmel.

Wie zwei sich fanden.

„Ei, lieber Herr Geheimrat, wo kommen Sie denn so früh schon hierhin?" fragte ich einen mir bekannten Juristen aus B., den ich an einem Augustmorgen an der Abfahrtstation des Schnellzuges der Rheinuferbahn am Kölner Dom traf.

„Ich komme nicht von Hause, sondern von meinem Sohne, der in A. wohnt," war die Antwort. „Wie kommt denn Ihr Herr Sohn gerade in die Gegend, in die reinste Diaspora?" sagte ich.

„Er war dort erst als Privatsekretär des Chefs einer großen Fabrik tätig und hat sich in kurzer Zeit in dem Betriebe jetzt eine angesehene und verantwortungsvolle, ja eine der ersten Stellungen erworben. Der Besuch in seinem Hause hat mir große Freude bereitet. Er ist seit 2½ Jahren verheiratet, hat eine ausgezeichnete Frau und zwei liebe prächtige Kinder. Die Ehe könnte nicht glücklicher sein, als sie ist."

„Dann sind Sie ja aber auch ein glücklicher Großvater" warf ich dazwischen. „Das bin ich auch" bemerkte er, „und meine Frau die glückliche Großmutter."

„Aber, lieber Herr N., da nun einmal die Rede auf meinen Sohn und meine Schwiegertochter gekommen ist, wird es Sie als Geistlichen sicher interessieren, wenn ich Ihnen erzähle, wie die zwei sich gefunden haben und ein Paar geworden sind."

„Wie," bemerkte ich, „auf eine andere Weise, als andere Menschenkinder? Nicht auf einem Balle, einer Hochzeit, einem Gesellschaftsabend, einem Ausfluge, in der Sommerfrische?"

„Wohl", bemerkte der Geheimrat „hat das äußere Begegnis der beiden nichts besonderes, aber der innere Seelenprozeß, der neben dem gewöhnlichen Prozeß des Sichgernhabens, wie er bei allen Liebenden immer in gleicher Weise sich abspielt, einherlief, hat etwas besonderes." „Sie machen mich neugierig, Herr G., also erzählen Sie, es interessiert mich sehr."

„Die Fabrik, in der mein Sohn tätig ist, liegt in einer ganz protestantischen Gegend, wirklich so recht in der Diaspora. Der Fabrikbesitzer selbst, Frau und Kinder und das ganze Haus sind ebenfalls protestantisch. Eines Tages ward nun mein Sohn von seinem Chef zum Abendessen geladen. Bei Tisch erhielt er als Nachbarin eine junge Dame aus St. in Württemberg. Sie plauderten miteinander, fanden Gefallen aneinander, schauten sich etwas tiefer in die Augen, und als sie Abschied nahmen, gingen die beiden mit anderen Gefühlen aus dem Saale, als denen, mit welchen sie in den Saal gekommen waren. Sie konnten lange, obgleich es schon spät war, nicht einschlafen. Mein Sohn dachte: ein prächtiges Mädel, und die Dame dachte: ein Herr, der dir gefallen hat. „Aber, aber," dachte mein Sohn, „sie kommt aus dem protestantischen Württemberg, ihr Vater ist Oberst, ihre Brüder sind Militärs, das Fräulein ist gewiß stockprotestantisch — doch eine gemischte Ehe geht du um keinen Preis ein; also: schmamm drüber, abgemacht, schlag dir das Mädchen aus dem Sinn." Das Fräulein aber dachte: „Mein liebenswürdiger Tischnachbar, Angestellter in einer ganz protestantischen Familie, vom protestantischen Chef auffallend bevorzugt, der ist sicher stockprotestantisch. Aber eine gemischte Ehe, nein, also: laß dein Herz in Ruh, schlag dir den Mann aus dem Kopf und denk: „es wär zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein.""

Am folgenden Sonntag nun geht mein Sohn zu der kleinen katholischen Kirche in die hl. Messe, und wen sieht er da fromm in einer Bank knien? Seine für protestantisch gehaltene Tischnachbarin. Mein Sohn konnte zwar gut das zweite Kirchengebot: „Du sollst alle Sonn- und Feiertage eine heilige Messe mit Andacht hören," aber für diesen Sonntag übernehme ich in dieser Beziehung keine Bürgschaft, Herr N., sagte lächelnd der Geheimrat. Nach der Messe wartet er an der Kirchentüre und mit Staunen steht auf einmal die katholische, für protestantisch gehaltene Dame, vor meinem für protestantisch gehaltenen katholischen Sohne. Beide, über diesen Befund hoch erfreut, machen einen Spaziergang am Rande des Waldes vorbei, und, wie Sie sich denken können, bald waren sie Braut und Bräutigam. Ist das denn nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen, Herr N., wie es doch gewiß nicht jeden Tag vorkommt?"

„Wohl," sagte ich, von der Erzählung gerührt, „ich möchte es noch eher eine besondere Fügung der Vorsehung nennen." — „Und daß die beiden," fügte ich hinzu, denen der katholische Glaube als einen größeren Schatz galt, als jemand, den sie in irdischer Liebe gern ihren Schatz genannt, das ist mir die sichere Gewähr, daß in dem Hause ein echt christliches Familienleben herrscht."

„Das will ich meinen," erwiderte der Geheimrat, „aber nicht bloß das: auch eine religiöse Begeisterung, die weiter ihre Wellen schlägt, hören Sie: Bei Ausbruch der Revolution sagte nämlich mein Sohn zu dem protestantischen Fabrikherrn: „Unter den vielen Arbeitern der Fabrik seien gewiß auch viele Katholiken, er, sein Chef, würde wohl nichts dagegen haben, wenn er, mein Sohn, dieselben nach den Grundsätzen des Zentrums organisiere." „Im Gegenteil", war die Antwort, „und weil bei Organisationen ohne Geld nichts zu machen ist, haben Sie hier einen kleinen Beitrag." Damit überreichte er ihm einen Tausendmarkschein.

Heute nun steht mein Sohn mitten im katholischen Vereinsleben, hält Versammlungen ab, hält Reden, spricht wie ein Buch, steht ausgezeichnet mit seinem Pastor und gibt den Leuten ein aufmunterndes Beispiel eines echt religiösen Lebens."

„Da muß man es ja wirklich in dem Falle für einen großen Segen ansehen, daß Ihr Sohn in die Diaspora gekommen ist, Herr Geheimrat." „Das habe ich auch schon oft gedacht," bemerkte dieser, „wer weiß, wäre er bei uns hier im Rheinlande und in unserer Stadt geblieben, ob sein kirchlich-religiöses Empfinden so warm und er selbst für die katholische Sache so begeistert geworden wäre.

Im Anschluß daran muß ich Ihnen, Herr N., auch ein anderes kleines Begegnis erzählen: „Ich sagte schon, daß der Vater meiner Schwiegertochter Oberst war in einem württembergischen Regiment. Er ist im Kriege gefallen. Als nun vor einiger Zeit meine Schwiegertochter zu Besuch bei mir war, luden wir auf einen Abend einen unserer Familie befreundeten Reisegeistlichen ein, der als Feldgeistlicher eben aus dem Kriege zurückgekehrt war. Als er meiner Schwiegertochter vorgestellt und ihm gesagt wurde, sie sei eine Württembergerin, und, was ihm ja als ehemaligen Feldgeistlichen interessieren würde, die Tochter des Obersten N. N., da stellte sich zum Erstaunen aller und zur wehmütigen Freude der Tochter heraus, daß eben dieser Feldgeistliche dem Obersten im Sterben beigestanden und ihm das priesterliche Geleite zur letzten Ruhestätte gegeben habe."

In B. verabschiedete ich mich von dem lieben alten Herrn und im Herzen beglückwünschte ich ihn zu seiner eigenen Gesinnung und der vortrefflichen Erziehung, die er seinen Kindern gegeben, mich selbst aber, daß ich da auf der Elektrischen wieder etwas aufgefangen, von dem ich wußte, es zu erzählen, würde auch die Leser interessieren und erbauen.